

Sonntagsgruß



Bemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 9.

Bießen, Sonntag Reminiszere, den 4. März 1917.

6. Jahrgang.

Eine Friedhofswanderung.

Offenbarung Johannis 7, 9. Darnach sah ich, und siehe, eine große Schar, welche niemand zählen konnte, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen, vor dem Stuhl stehend und vor dem Lamm, angetan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen.

So oft ich die Stadt besuche, in der ich als Schüler die bedeutungsvolle Zeit vom 12. bis zum 19. Lebensjahre zugebracht habe, versäume ich nicht, auch auf den Friedhof zu gehen. Zum erstenmal habe ich ihn betreten, als einer meiner Mitschüler, einige Jahre älter als ich, zu Grabe gebracht wurde. Es war eine schöne, hoffentlich noch heute bestehende Sitte, daß die Schüler des Gymnasiums jeden Morgen vor Beginn des Unterrichts zu einer Andacht zusammenkamen. Unter Harmoniumbegleitung wurde ein Lied gesungen, und unsere Lehrer wechselten miteinander mit der Verlesung eines Abschnittes aus der Bibel ab. Diese Andacht gab dem Tag seine Weiße, stärkte das Gemeinschaftsgefühl und ist eine meiner liebsten Jugenderinnerungen. Jeden Montag hielt der greise, weißhaarige Direktor die Andacht, und einerlei, ob Sommer oder Winter, er ließ immer das alte Lied des Nikolaus Decius singen „O Lamm Gottes, unschuldig“. Dieses machtvolle, ergreifende Lied, das uns anmutet wie die große Holzschnittpassion Albrecht Dürers, muß tief in der Seele unseres alten Lehrers gelebt haben. Damals aber, als unser Freund gestorben war, ließ er nicht das Passionslied, sondern den Sterbchoral „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ anstimmen. Was er dabei für einen Bibelabschnitt verlesen hat, weiß ich nicht mehr, ich weiß aber noch, daß seine Worte uns tief in die Seele drangen. Wir waren gekommen, wie Knaben zu kommen pflegen, laut und unruhig, aber wir gingen ganz still nach unseren Klassenzimmern, viele wischten die Tränen, und am nächsten Tage standen wir still am offenen Grabe. Den Tod, den wir jetzt tausendfältig um uns sehen, haben viele von uns damals zum erstenmale gesehen, doch ohne seinen Ernst zu begreifen.

Der Friedhof, an den ich hier denke, liegt westwärts von der Stadt an einer alten Landstraße. Vor 30 Jahren waren die Häuser von dem Ort, da die Toten ruhen, noch eine ziemliche Strecke entfernt, heute sind Stadt und Friedhof einander sehr nahe gerückt, und Kinderstimmen und Arbeitsgeräusch dringen bis zu den Tannen, die über den Gräbern stehen und, wenn der Wind erwacht ist, leise rauschen.

Von den vielen Grabinschriften sind mir einige besonders bemerkenswert. Unweit des mittleren Eingangs steht das Mausoleum einer Familie, die in der Stadt einst großen Besitz hatte, jetzt aber dort nicht mehr existiert. Ein künstlerisch ausgeführtes Relief zeigt eine sterbende Mutter mit ihrem neugeborenen Kinde; die Inschrift lautet:

„Hier ruht Johanna Freifrau von Recum, geb. von Gemmingen, starb den 12. Dezember 1821, 30 Jahre alt, gebärend Otto, den holden Erstling, ihr Ebenbild, Trost des trauernden Gatten, hier Jugend, Liebe und Treue, dort noch Schutzgeist uns beiden.“

Dieser Grabstein spiegelt ganz die Zeit wieder, in der er hergerichtet wurde, es war die Zeit des Vernunftglaubens in Deutschland, ein Glaube, den wir, auch wenn wir anders denken, doch nicht verachten wollen; denn, mögen uns seine Äußerungen auch vielfach als rührlig vorkommen, in den Menschen jener fernen Tage waren sie echt und tief, und das darf nicht vergessen werden, daß diese Richtung des religiösen Lebens ihren Anhängern ein mächtiger Antrieb war, einen reinen, unsträflichen Wandel zu führen.

An der Stelle, wo der Brettérzaun den Ort der Toten von den Ackerfluren scheidet, steht die Germania, die den Palmzweig in den Händen trägt. Sie wendet sich nach den Gräbern der im Jahre 1870/71 dort in den Lazaretten verstorbenen deutschen Krieger. Gleich in der ersten Reihe liegt ein Bonner Student, auf seinem Denkstein stehen die Worte:

„Wanderer, bete für mich, liegst du dereinst im Grabe, beten andere für dich!“

Offenbar war der für das Vaterland gefallene Jüngling Katholik; denn frommer Brauch der Katholiken ist es, zum Gebete für das Heil der abgeschiedenen Seelen aufzufordern. Man braucht dieser Gepflogenheit nicht zu folgen und wird doch die Bitte, die man dem Toten in den Mund gelegt hat, rührend finden.

Auch einige Grabsteine, die der neueren Zeit entstammen, tragen charakteristische Inschriften. Auf einem schlichten Steine las ich:

„Überwunden durch das Lamm.“

Das ist tiefster evangelische Frömmigkeit, Frömmigkeit von der Art, wie sie der Graf Sinzendorf in sich getragen und weiter verbreitet hat, die Frömmigkeit, die in Christi stellvertretendem Leiden Festigkeit in den Stürmen des Lebens und Ruhe angesichts der Schrecken des Todes findet.

Einen Spruch, der auf einem Grabe als Psalm 55, 18 bezeichnet ist, habe ich an der angegebenen Stelle wie überhaupt in meinen Bibelausgaben nicht finden können, er lautet:

„Viele Drangsale kommen über den Gerechten,
aber der Herr errettet aus allen.“

Der Gerechte ist in der Bibel, vorab im Alten Testamente, stets der Fromme. Sicherlich in dieser Fassung ein Trostwort ohnegleichen. Aus dem Umstande, daß ich das Wort in den mir zugänglichen Bibelausgaben nicht finde, schließe ich, daß hier eine Uebersetzung zugrunde liegt, wie sie Glieder kleiner, von den großen Kirchen losgelöster Gemeinschaften, kurz „Sekten“ genannt, benützen. Einer dergleichen Gemeinschaft scheint der Tote angehört zu haben.

Tief endlich prägt sich auf diesem Friedhofe das Wort eines unbekanntem Dichters ein:

„Stüchtig rinnt der Uhrensand
Und reißt uns fort ins dunkle Land,
Im ewigen Kreislauf der Natur
Bist du, o Mensch, ein Sandkorn nur.“

Der, der unter dem Steine schläft, und der, der ihm den Stein gesetzt hat, sie waren anscheinend Menschen von freierer Geistesrichtung. Vielleicht stand ihnen die Naturwissenschaft oder die Kunst an der Stelle, wo andern die Religion steht, aber dieses Wort in seiner knappen Prägung, in seiner eindrucksvollen Schilderung menschlicher Vergänglichkeit, ist ein demütiges und ernstes Wort und stimmt ganz zu dem Orte, wo es zu lesen ist.

Habe ich die Stadt der Toten durchwandert, so schaue ich gern noch eine Weile über den Zaun oder die Mauer nach dem Sommerland, das sich jenseits ausbreitet, nach den Feldern, von denen der Ruf des Ackersmannes erklingt, nach den mit Reben bepflanzten, sanft aufsteigenden Höhen, und da ist es mir, als stünden alle fünf, deren Grabsteine mir zu denken gegeben haben, vor mir: die Frau aus altem Adel, mit ihrem Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit — der rheinische Soldat, der, als er noch lebte, in den herrlichen Domen seiner Heimat und vor den Kreuzigen am Wegrande betete — der evangelische Christ mit seiner herben, strengen, triumphierenden Frömmigkeit — der nachdenkliche, sinnierende Sektierer und der Mann der Neuzeit, der es verlernt hatte, seine Erbauung in den Kirchen zu suchen. Wenn diese fünf, die ich im Leben nie gekannt habe, von deren Leben ich nur weiß, was mir der Grabstein berichtet, so am Friedhofszaune mit mir nach den Feldern sehen, so muß ich an die große Schar derer denken, die nach der Schilderung der Offenbarung Johannis niemand zählen kann, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen, vor dem Stuhl Gottes stehend und vor dem Lamm, angetan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen. Es fällt mir dabei auch ein, daß das christliche Glaubensbekenntnis von „einer heiligen, christlichen Kirche“ spricht, der alle angehören, die hienieden zu Gott in verschiedenen Formen beten, droben aber in seinem Reiche völlig miteinander vereinigt sind.

H. B.

Bilder aus dem heijßigen Dorfleben.

Von A. E—nn.

(Sortierung.)

Das also war die soziale Zusammensetzung meiner Heimatgemeinde. Was das Winterleben betrifft, so standen für uns Kinder die Wintervergnügungen im Vordergrund des Interesses. Vergnügungen dieser Art gab es nicht allzu viele, es waren nur zwei: Schleifen und Schleifkastenfahren. Schlittschuhe kauften damals auf dem Lande die Eltern ihren Kindern noch nicht, man begnügte sich damit, auf den Schleifen, die sich auf den Gassen gebildet hatten, pfeilschnell dahinzuliegen. Jeden Abend wurde Wasser auf die Schleifen geschüttet, damit sie am nächsten Morgen eine spiegelblanke Fläche bildeten. Vor allem lief man zum Schuhmacher und ließ sich die Schuhsohlen mit einer Menge von Nägeln beschlagen. Die Hauptschleife lief am Rande eines Baches entlang, der an dieser Stelle von keinem Geländer eingefast, dessen Bett aber mit Sandsteinen ausgemauert war. Ich wundere mich noch heute, daß die Ortsobrigkeit das duldet; denn wie leicht konnte man direkt in den Bach hineinfliegen. Zwar ertrunken wäre darin niemand; denn das Wasser stand in normalen Zeiten kaum drei Finger hoch darin, aber Knochenbrüche und schlimme Beulen hätte man sich bei dem Zusammenprall mit den scharfen Kantsteinen holen können. Es ist mir übrigens kein Fall bekannt, daß ein Unfall vorgekommen ist. Buben und Mädchen flogen in bunter Reihe auf dem glatten Eise dahin, die verwegentsten und gewandtesten an der Spitze. In den Abendstunden vergnügte sich die erwachsene Jugend auf der Schleife. Es ist mir erzählt worden, als Ende Januar 1871 die Kunde kam, daß Paris kapituliert habe, da habe man dieses Fest gebührend auf der Schleife gefeiert. Das war wenigstens ein billiges Vergnügen.

Schleifkasten nannten wir unsere kleinen Handsschlitten. Vor dem Dorfe lag eine mäßige Anhöhe, die für unseren „Rodelsport“, wie man heute sagen würde, trefflich geeignet war. Unten floß allerdings der Bach, und es bedurfte ziemlicher Geschicklichkeit, um nicht mitten in das kalte Wasser hineinzufahren. Unser Juchhe bei diesem Vergnügen war groß, aber sobald die Feiertagsglocke läutete, war es aus mit dem „Lustgebrause“, wir wußten, daß uns von der Schule und vom Elternhause eingeschärft worden war, daß wir mit Einbruch der Nacht nach Hause zu gehen hatten. Während das Geläute über die verschneiten Dächer und Felder dahinging, zogen wir heimwärts.

Der Fuhrwerksverkehr war in jener Gegend, die ohne Eisenbahn war, selbstverständlich viel stärker als in der unmittelbaren Nähe der Städte, an denen die Schienenstränge vorüberlaufen. Hin und her gingen auch im Winter die schweren Fuhrwerke, und die Schlittengespanne klingelten durch das Land. Meine Eltern bewohnten damals ein Haus, das am Ende des Dorfes an einer Stelle gelegen war, wo fünf Straßen zusammenlaufen. Da kam es oft vor, daß die Fuhrleute, namentlich bei Schneegestöber und in dunkler Nacht, den Weg nicht wußten, da klopfen sie mit dem Peitschenstiel an den Fensterladen, und der Vater stand auf, um ihnen die Richtung zu bezeichnen. Wir Kinder fuhrten dabei allemale erschreckt aus dem Schlafe. Diese Erlebnisse haben mir gezeigt, wie es den Menschen im Kriege zu Mute sein mag, an deren Haustür oder Fensterladen nachts Kolbenschläge donnern, damit ein Mann aus dem Hause aufsteht, um feindlichen Soldaten den Weg zu zeigen.

Morgens früh und abends spät ging die Post durch das Dorf. Mancher Postknecht — so sagte man damals, als für großstädtische Dienstboten noch nicht der Ausdruck „Hausangestellte“ erfunden war — verstand es, das Posthorn zu blasen. Durch die engen Gassen polterte der Wagen, und der Klang des Posthorns, den die Dichter Lenau und Wilhelm Müller so schön besungen und den Franz Schubert so schön in einem bekannten Liede zur Geltung gebracht hat, drang hinein in die Häuser. Die Nebenbahnen, die man heute überall hat, haben diese Romantik der alten Zeit verdrängt. Wohl geht heute noch durch meinen Geburtsort der Postwagen, aber der Postknecht oder Postillon, wie man auch sagte, hat längst den Titel „Landbriefträger“ bekommen, und ein Posthorn hat er nicht mehr.

Ich entsinne mich eines aufregenden Vorfalles, der mit dem Postwagen zusammenhängt. Eines Morgens im Sommer war ein jüdischer Geschäftsmann aus einem Nachbarorte abgereist, um seine kranke Frau in eine Irrenanstalt zu bringen. Die Frau war anfänglich ganz ruhig und ging willig mit, als sie aber in meinem Heimatorte angelangt war, sprang sie aus dem Postwagen, würgte den Mann, der ihr nachsprang und laut um Hilfe rief, am Halse und lief vor den Ort, wo auf einem Schuttplate ein großer Holunderstrauch stand, in den sie kroch. Dort fing sie an, ihre Kleider zu zerreißen. Schließlich wurde sie gebunden und auf einem Leiterwagen weiterbefördert. Ich sehe heute noch das Gesicht der armen, jammernden und mit Stricken gebundenen Frau, wie sie auf dem Wagen weggeschafft wurde. Sie soll übrigens später ihre Gesundheit wieder erlangt haben.

Besonders kalt war der Winter 1879/80, oft stieg die Kälte bis zu 20 Grad R. Ich hatte damals jeden Tag zu meiner Schule, einer Privatschule, einen Weg von ungefähr 3 1/2 Kilometer zurückzulegen. Morgens um 7 Uhr, oft wenn es noch ganz dunkel war, trat ich den Weg an und kam nachmittags wieder zurück. Es war keine Kleinigkeit für einen kleinen Jungen, über den festgefrorenen Boden und durch den stürmenden Nordost oder durch den tiefen Schnee der Schule zuzuwandern. Der Eintritt in die heiligen Hallen der klassischen Bildung ist mir wahrlich nicht leicht geworden, aber geschadet haben mir diese Wege nicht. Sie haben, wie man heute in gespreiztem Tone sagen würde, zu meiner körperlichen „Ertüchtigung“ beigetragen.

Die Höhepunkte im Winterleben des Dorfes waren Weihnachten und Neujahr. Schon in der Adventszeit gingen der Pelznickel (Nikolaus) und das Christkind umher und brachten den Kindern Gaben: Nüsse, Äpfel und Lebkuchen. Es waren größere Kinder, die einem alten Brauche folgend, in dieser Verkleidung einhergingen. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich mit scheuer Andacht eines Abends von dem Christkind meine Gabe in Empfang nahm, dann pffif mein Vater eine Tanzweise, und Pelznickel und Christkind tanzten durch das Zimmer. Dieses Tanzen war wohl unsprünglich im Programm nicht vorgesehen. Später artete der schöne, alte Brauch aus. Knaben, die den Familien entstammten, die nichts zu verschenken hatten, spielten in sehr primitiver Verkleidung die Rolle des Pelznickels und des Christkinds, und anstatt den Kindern etwas zu schenken, heißten sie selber Gaben von den Familien, die sie besuchten. Hatten sie ihren Rundgang beendet, so trieben sie auf den Straßen allerhand Slegeleien, rausten miteinander, klopfen den Leuten, die schon zu Bett gegangen waren, an den Fensterrahmen, und der Polizeidiener, der sangeslustige, freundliche Mann, hatte seine Not, sie von der Straße zu verscheuchen.

Weihnachten ging man zu den Paten, um das übliche Geschenk in Empfang zu nehmen. Es gab ein neues Taschentuch, in das allerhand Bilder eingewebt waren, und in das Taschentuch war, wie das auch in Gießen üblich war, Zuckerzeug eingebunden. Lebkuchen, Äpfel und Nüsse waren eine Ertragabe. Hatte jemand seine Paten auswärtig, so wartete er mit Spannung die Post ab. Die brachte die Geschenke, die in der Regel in eine Zigarrenkiste gepackt waren. Zu unterst lag der übliche Lebkuchen, in dem ein Geldstück, entweder ein Taler oder ein Fünfmärkstück steckte, oben lagen die Waffeln und Zuckerplätzchen, die meist so durcheinander gerüttelt waren, daß sie sich völlig zerbröckelt hatten. Zu Neujahr gab es eine große Puppe, das war ein Gebäck, das die Figur einer Puppe hatte. Ein Gebäck von ähnlicher Form brachten die Kinder in früherer Zeit zu Gießen am Martinstag ihrem Lehrer, man nannte dieses Gebäck die „Märtsemänner“.

(Sortierung folgt.)

Aus der Jugendzeit eines deutschen Mannes.

(Sortierung.)

In Friedland waren einige Juden ansässig, welche das ganze Jahr mit einem Bündel unbedeutender Waren von Ort zu Ort weit umher handelten und nur zu diesen beiden Festen in Friedland anwesend waren. Das Leben solcher „Püdeljuden“, wie sie gewöhnlich genannt wurden, die sich meistens über ihrem Bündel noch mit einem kleinen Kessel schlepten, in welchem sie die Speisen bereiteten, um sie koscher zu haben, war ein Leben voll der größten Entbehrungen mit allen möglichen Plagen von Hunger, Durst, Hitze und Kälte, von Müdigkeit, Krankheit, Ungezieser, Verhöhnung und wegwerfender Behandlung, und dessen ungeachtet suchten sie die schweren Vorschriften ihrer Rabbiner genau zu erfüllen. Dazu gehörte in den meisten Fällen eine Stärke des Charakters, die Bewunderung erregen mußte. Daß viele von ihnen Taugenichtse waren, konnte nicht befremden. Zu verwundern war es, daß es nicht alle wurden.

Als wir uns in dem neuen Wohnorte eingerichtet hatten, dachte mein Vater darauf, mich wieder in eine Schule zu bringen; hier aber trat eine große Verlegenheit ein. Ueber die Stadtschule lauteten die Nachrichten sehr ungünstig und niederschlagend. Sie wurde von dem Kantor Schuster gehalten, einem alten Manne, der ziemlich alle Tage betrunken war. Es herrschte der Sage nach weder Sucht noch Ordnung in der Schule, und es wurde eigentlich nichts gelernt. Etwas besser sollte die Privatschule sein, welche der zweite Prediger hielt und welche nur eine kleine Zahl von Schülern beiderlei Geschlechts zählte. In diese brachte mich endlich mein Vater.

Der zweite Prediger oder Diakonus, namens Meerkaß, hieß gewöhnlich „der Kapellan“, oder wie man es aussprach „Kaplan“ und wurde auch so tituliert. Er war Frühprediger in der Stadt und Pfarrer in der eine Meile entfernten Silliale, dem Dorfe und Rittergute Wordell. Er war ein hochbejahrter kleiner dicker Mann mit einem Hängebauche, sehr schwerem kahlen Kopfe, dicker Habichtsnase und weit herabhängender Unterlippe. Das stark markierte Gesicht hatte einige grünlige Flecke. Meerkaß' Stelle war außerordentlich dürftig dotiert und reichte kaum hin, ihn und seine Familie zu sättigen. Eben deshalb suchte er sich durch die Schule einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen, der jedoch sehr unbedeutend blieb.

Die Schule bestand aus etwa 18 Knaben und Mädchen. Wir saßen zu beiden Seiten eines langen Tisches auf Bänken ohne Lehnen. Der Kaplan hatte keinen Tisch, sondern ging

umher, und noch habe ich ihn als unvergeßliches Bild lebhaft vor Augen. Bekleidet war er mit einer sehr alten Pudelmütze, deren Farbe nicht mehr zu erkennen war und die er weder in der Hitze noch in der Kälte ablegte, einer alten weißen Flanelljacke, alten abgeriebenen mandelfarbenen Hosen von unbestimmbarer Farbe, herabhängenden Strümpfen und Schlorren an den Füßen; in der Rechten trug er einen abgeschälten Haselstock, den er wie ein Gewehr an die Schulter legte. Der Alte war die Gutmütigkeit selber, und es mußte schlimm kommen, wenn er seinen Haselstock gebrauchen sollte. Mit höchst gemüthlichem Gesichte pflegte er sich hinter den Schüler zu stellen, der etwas auf sagte, und leise strich seine Linke unaufhörlich die Haare des Schülers, indem er zugleich jedes Wort mitsprach. Das war überaus bequem, weil einem auf die beste Weise eingeholfen wurde, und die Schüler hatten denn auch, seiner Meinung nach, immer sehr gut auswendig gelernt. So ging der gute Kaplan von Einem zum Andern, und ich darf wohl sagen, er hat keinem das Leben sauer gemacht. Seine Hausrucht legte er nur ab, wenn er eine geistliche Amtshandlung verrichten wollte, wozu das Schulehalten nicht gehörte. Er hatte einen Sohn und eine Tochter, welche meine Schulkameraden wurden.

Ein warmer Verehrer von Kunst und Wissen war Herr Meerkah, doch sehr spärlich damit ausgestattet, und was er gewußt hatte, war wohl längst vergessen. Er besaß ein altes Klavier; allein es hatte seit vielen Jahren nur noch die Hälfte der Saiten, und die vorhandene Hälfte war verstimmt; es war daher nicht zu spielen. Auch besaß er eine Geige, und auf dieser hat er mir oft etwas vorgespielt, aber niemals etwas anderes als: „Blühe, liebes Veilchen“. Bei seinen Frühpredigten spielte er selber die Orgel, doch nicht den letzten Vers, während dessen er auf die Kanzel ging und die Gemeinde allein singen ließ, oder sie durch seine Stimme leitete. Zuhörer hatte er immer nur wenige, meistens alte Frauen. Seine Predigten waren ein Kette von Bibel- und Gesangbuchversen, welche die alten Weiber zum Teil laut mit beteten. Er hatte übrigens das Unglück, sich sehr oft zu versprechen oder die Sätze umzukehren, z. B. „Verlasset euch nicht auf Menschen, sie sind Fürsiten, und können euch nicht helfen“, was die Frauen ganz andächtig mit hersagten, ohne den Fehler zu bemerken. Dessen ungeachtet mußte man dem alten Manne gut sein; denn seine Gesinnung war brav und wacker.

Gar bald bemerkte ich, daß ich alles, was in dem Unterrichte vorkam, schon weit vollständiger wußte. Bibellefen, Katechismus, Schreiben und Rechnen, etwas biblische Geschichte, Auswendiglernen von Gesangbuchversen und Sprüchen, darin bestand der ganze Lehrplan. Wir schrieben in der Schule nach der Vorschrist des Kaplans und hatten zuhause überhaupt nichts für die Schule zu tun. Mir wurde übrigens nicht bloß eine Zeile deutscher Schrift vorgeschrieben, sondern

als dem Sohne eines Mannes, der gewissermaßen zu den Honoratioren gehörte, erhielt ich auch ein lateinisches Sprichwort zum Nachschreiben, deren er etwa noch zwei Duzend auswendig wußte, z. B. Aurora musis amica. Plenus venter non studet libenter. Laus propria sordet usw.

(Sortierung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Was in den beiden ersten Kriegswintern nicht der Fall war, ist nun eingetreten: der Krieg hat hemmend auf unseren Konfirmandenunterricht eingewirkt. Durch den Kohlenmangel wurden je zwei Schulen in ein Gebäude verlegt, insofgebeffen mußte der ganze Stundenplan umgestaltet werden, und der Montag- und Donnerstagnachmittag blieb für den Konfirmandenunterricht nicht mehr frei. Eine weitere Schwierigkeit ist uns daraus erwachsen, daß wir jetzt nur einen Konfirmandenjaal, den der Markusgemeinde, in dem aller Unterricht stattfindet, heizen können. Auch ist eine Reihe von Knaben schon aus der Schule entlassen und in Werkstätten oder Fabriken, zum Teil außerhalb, beschäftigt, was dem Besuche des Unterrichtes störend entgegentritt. Wir bitten die Eltern unserer Konfirmanden, den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen und auch weiterhin ihre Kinder zum regelmäßigen Besuche des Konfirmandenunterrichtes anzuhalten.

Die Kinderkirche der Lukasgemeinde, die für nächsten Sonntag angelegt war, findet Sonntag, den 11. März, um 11 Uhr statt.

Vom nächsten Sonntag an finden unsere Gottesdienste wieder in regelmäßiger Weise in beiden Kirchen statt; nächsten Mittwoch ist Passionsandacht in der Johanneskirche.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 4. März. Reminiscere.

In der Stadtkirche. Vormittags 9^{1/2} Uhr: Professor D. Schian. Vorm. 11 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde. Abends 6 Uhr: Pfarrer Ma hr. Beichte und heil. Abendmahl für Matthäus- und Markusgemeinde. Anmeldungen werden vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

In der Johanneskirche. Vormittags 9^{1/2} Uhr: Pfarrer Ausfeld. Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde. Abends 6 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer. Abends 8 Uhr: Bibelbesprechung.

Mittwoch, den 7. März, abends 8 Uhr: Passionsandacht (Kriegsbestunde): Pfarrer Bechtolsheimer.

Am kommenden Sonntag wird in allen Gottesdiensten eine Kollekte für die evangelische Gemeinde Groß-Steinheim erhoben.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

CARL LUDWIG LEIB

KUNSTHANDLUNG · BILDER-
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

**Musikalien
Musikinstrumente**

Ernst Challier, Gießen
Rudolph's Nachf.
Neuenweg 9 Telephon 571

Verantwortlich: für den Textteil Pfarrer Bechtolsheimer, für den Anzeigenteil G. Beck; Druck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Steindruckerei R. Lange, sämtlich zu Gießen.